

# Beilage zum Wochenblatt für Bschopan und Umgegend.

## Martha.

Roman nach dem Englischen von Fenny Piorkowska.

(Fortsetzung.)

Martha wählte sich allein, als sie so singend die hübschen Glockenblumen pflückte; doch auf dem breiten Waldwege kam ein schöner junger Mann daher. Er blieb stehen und beobachtete ein paar Minuten lang in stummer Bewunderung das schöne goldhaarige Mädchen.

Plötzlich wandte Martha sich um, und eine tiefe Blut färbte ihr schönes Antlitz.

Mit dem Hute in der Hand ging der junge Mann auf Martha zu und verbeugte sich ehrfurchtsvoll vor ihr, als wäre sie eine Königin.

„Verzeihung, wenn ich Sie erschreckt habe,“ sprach er, „aber ich habe mich hier im Walde verirrt und kann den Weg zur Landstraße nicht finden. Sätten Sie wohl die Güte, mich zurechtzuweisen?“

„Sie müssen dort den Weg zur Rechten einschlagen,“ antwortete Martha, und ihre Augen begegneten dem schönsten, edelsten Gesicht, das sie je gesehen hatte.

Statt aber nun seines Wegs ruhig weiterzugehen, zögerte der junge Mann noch.

„Die Wälder hier sind so herrlich,“ sprach er weiter, „wie ich sie noch kaum schöner gesehen hatte. Gehören dieselben zur Bergsdorfer gräflichen Besitzung?“

Martha antwortete mit einer stummen Neigung des Kopfes, denn noch hatte sie die Sprache nicht wiedererlangt. Wer war dieser schöne Fremde? Woher kam er?

„Sie verlieren Ihre Blumen,“ sagte er galant, indem er sich blickte und sie wieder aufhob. „Ich hörte Sie soeben ein reizendes Lied singen, das ich noch nicht kenne,“ sprach er weiter, „von wem ist es?“

Marthas Schüchternheit schwand, und sie erzählte ihm, daß sie es tags zuvor gelesen habe und nicht aus dem Gedächtnis bringen könne. Sein Auge ruhte fest auf ihren edlen Zügen, sein Ohr war entzückt von dem Klang ihrer Stimme. Gab es wohl ein schöneres Bild, wie die milden Strahlen durch das grüne Laub fielen und auf ihrem schönen Antlitz und goldenen Haar hell erglänzten? Nie vergaß er sie, wie sie so da stand: den Blick gesenkt und die kleinen weißen Hände voll Glockenblumen.

„Wollen Sie mir eine dieser Blumen geben?“ fragte er, „als Erinnerung an den schönsten Mor-

gen, den ich je erlebt, und an das lieblichste Gesicht, das ich je gesehen habe — nur eine einzige?“

Salb schüchtern, halb lächelnd reichte sie ihm die gewünschte Blume; sein Gesicht erglühte, als er sie aus ihren Händen nahm; noch mehr Worte zitterten auf seinen Lippen, gern hätte er ihr gesagt, wie schön, wie lieblich, wie anmutig sie sei, und daß er sie nie vergessen könne; gern hätte er sie nach ihrem Namen gefragt, wo sie wohne und warum sie so allein in dem dichten Walde umherstreifte, aber er that nichts von alledem — mit einer stummen, ehrerbietigen Verbeugung verließ er sie. —

Martha kehrte heim; aber das Leben war ein anderes für sie geworden. Etwas Neues, Schönes mischte sich bei Tag in ihre Gedanken, bei Nacht in ihre Träume. Sie wußte nicht, warum das Gesicht, daß sie an jenem Morgen im Walde gesehen, ihr beständig vor Augen schwebte, warum der Ton jener Stimme ihr immer in den Ohren klang, warum ein jedes Wort, das er gesprochen, in ihrem Herzen lebte.

Sie wußte nicht, daß an jenem Maimorgen das erste Glied zu einer Kette geschmiedet wurde, die sie für ihr ganzes Leben binden sollte; die Bergsdorfer Wälder sollen ihr ebenso verhängnisvoll werden, wie einst ihrer schönen jungen Mutter.

5.

„Du bist ein sonderbarer Mensch,“ sagte Herbert von Kalborn zu seinem Freunde, dem jungen Grafen von Roddeck, „daß Dich nichts befriedigen kann? Was willst Du mehr? Du bist jung, hübsch, reich und ohne Schulden. Da sieh' mich an — mich armen Kerl, mein ganzes Einkommen reicht nicht aus, um meine Cigarren davon zu bezahlen; ich stecke bis über die Ohren in Schulden, alles geht mir schief, und bei alledem bin ich wohl glücklicher wie Du.“

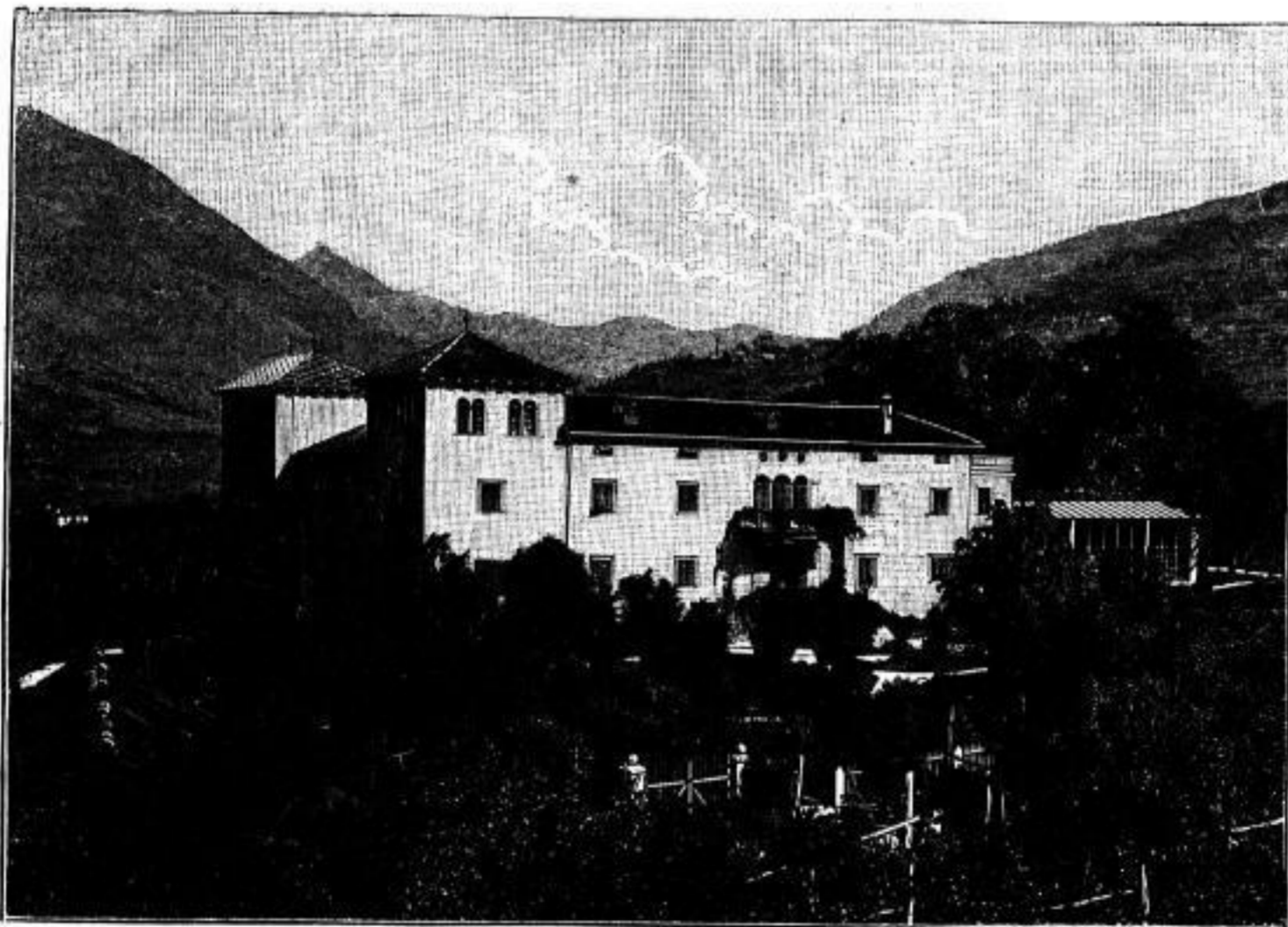
„Ach, laß mich in Ruh', ich bin verstimmt,“ erwiderte mürrisch der junge Graf. —

„So sage mir doch mir, woran es Dir fehlt!“ sprach jener weiter, „selbst eine schöne, junge Frau kannst Du haben — Du brauchst nur zuzugreifen.“

Des Grafen Antlitz verfinsterte sich bei diesen Worten nur noch mehr.

„Alles, was Du da sagst, ist ja sehr wahr, Freund,“ versetzte er, „und doch kann ich Dir versichern, daß ich gern Titel, Rang, Reichthum und alles, was ich in dieser Welt besitze, hingeben würde, wenn ich dadurch frei würde!“

„Frei! — wovon denn?“ fragte Herbert erstaunt.



Schloß Rottenstein. (Mit Text.)



Der Graf erwiderte nichts, und die Züge seines Gefährten nahmen einen ernsteren Ausdruck an.

„Freund,“ hub er nach einer kurzen Pause wieder an, „hast Du mir einmal so viel gesagt, so vertraue Dich mir ganz an und sage mir, was Dich bekümmert; Du bist gesund, hast keine Schulden — was kann Dich sonst unglücklich und unzufrieden machen?“

„Das will ich Dir sagen,“ entgegnete der Graf, ich weiß ja, Du bewahrst mein Geheimnis treu in Deiner Brust. Sieh, ich soll ein Mädchen, ein gutes, lebenswürdiges, edles Mädchen heiraten, während ich eine andere leidenschaftlich liebe.“

„Das ist eine schlimme Geschichte,“ sprach Herbert von Kalborn nach längerem Ueberlegen; „ich dachte, Du wolltest nächstes Jahr Deine Cousine Melanie von Selten heiraten?“

„So war es auch bestimmt,“ versetzte der junge Graf mit einem tiefen Seufzer, „und wenn es nicht unrecht ist, ein Mädchen zu heiraten, wenn einen das Gesicht eines anderen weder bei Tag noch bei Nacht verläßt, wenn das nicht unrecht ist, dann wird Melanie nächstes Jahr auch meine Frau.“

„Aber sprich, in wen auf der Welt hast Du Dich denn so leidenschaftlich verliebt?“ fragte Herbert.

„Ja, wenn ich Dir das sagen könnte,“ gab der Graf seufzend zur Antwort; „in eine Fee, in eine entzückende, namenlose Erscheinung.“

„Aber das ist ja Thorheit — wo sahst Du sie?“

„Das will ich Dir sagen,“ erwiderte der Graf.

Und er erzählte seinem Freunde ausführlich von seiner Begegnung in den Bergsdorfer Wäldern.

„Und Du kennst nicht ihren Namen, weißt nicht, wer sie war?“ fragte Herbert, als jener schwieg.

„Nein, im Walde begegnete ich keiner lebenden Seele, die ich darnach hätte fragen können, und ich bin ja auch nicht wieder in die Gegend gekommen.“

„Was gedenkst Du nun zu thun?“

„Was kann ich thun?“ erwiderte Kurt von Roddeck ungeduldig; „ich muß mich in mein Schicksal fügen; ich muß suchen, sie zu vergessen und Melanie zu heiraten.“

„Das wäre aber nicht edel gehandelt; Deine Cousine verdient ein ganzes Herz oder keins.“

„Es bleibt mir nichts anderes übrig. Doch genug davon; ich habe Dir mein Geheimnis anvertraut, nun trage es eine Weile geduldig mit mir. Wir Roddecks sind nun einmal dazu verurteilt, unglücklich zu lieben.“

Die Gräfin von Roddeck, Kurts Mutter, hatte es sich in den Kopf gesetzt, ihr Sohn müsse Melanie von Selten, der sie von ganzem Herzen zugethan war, heiraten. Melanie war elternlos und schon früh als junge Waise in das Haus ihrer Tante gekommen und von dieser erzogen. Beide Kinder, Melanie sowohl wie Kurt, waren in derselben Idee aufgewachsen, ohne daß ihnen je etwas Definitives gesagt worden wäre.

Frau von Roddeck sprach thörichterweise öfter von der Zeit, wo Melanie Kurts Frau sein würde; diese liebte ihren Vetter und hatte keinen Gedanken, keinen Wunsch, der sich nicht auf ihn bezog, während Kurt das Ganze für eine „abgemachte Sache“ hielt; sehr charakteristisch war eine Bemerkung, die er eines Tages in der Schule machte, als die Knaben über die Zukunft sprachen.

„Ich brauche mir einmal keine Mühe mit Hofmachen und dergleichen zu geben,“ sagte er, „ihr wißt ja, ich heirate meine Cousine Melanie.“

6.

Kurt von Roddeck befahte sich auch nicht mit „Hofmachen“. Er war stets höflich und lebenswürdig gegen seine Cousine, und als seine Mutter ihm eines Tages sagte, daß es nun wohl Zeit für ihn sei, zu heiraten, da warb er bei Melanie in aller Form um deren Hand; doch da der junge Graf noch ein Jahr seine volle Freiheit genießen wollte, hielt man auch noch mit der Veröffentlichung der Verlobung zurück.

Als Kurt einst aber von einer weiteren Tour in die Berge zurückkehrte, nahm Melanie von Selten eine große Veränderung an ihm wahr. Er hatte seinen heiteren, frohen Sinn verloren, der ihn sonst nie im Stich ließ, und oft gab er sich dumpfem Brüten hin, aus dem nichts ihn zu reißen vermochte.

Er war freundlich und gütig gegen seine Mutter und seine Braut; gegen alles andere aber schien er gleichgültig geworden; er hatte für nichts mehr Interesse, an nichts mehr Vergnügen.

Eines Tages war er außerordentlich beschäftigt, sein Rechtsanwalt war da, mit dem er über vielerlei Rücksprache zu nehmen hatte, dabei vermißte er ein wichtiges Papier. In seiner Verlegenheit wandte er sich an seine Braut.

„Liebe Melanie,“ sagte er, „Du könntest mir einen großen Gefallen thun, ich habe den Plan zu den neuen Wirtschaftsgebäuden verlegt, würdest Du in meinem Arbeitszimmer wohl einmal darnach suchen? Die Schlüssel liegen auf dem Schreibtisch.“

Melanie suchte überall vergebens nach dem verlorenen Plane;

weder auf den verschiedenen Tischen in Kurts Zimmer, noch in seinem Schreibsekretär war derselbe zu finden. Da bemerkte sie noch ein kleines Schubfach, das ihr bisher entgangen war, sie öffnete es und fand verschiedene Papiere darin. Das eine war der gesuchte Plan, das andere ein Bild, in Papier eingeschlagen, das Melanie sofort an der ganzen Manier als eine Skizze ihres Verlobten erkannte. Die Zeichnung stellte ein junges Mädchen dar, das, von glänzenden Sonnenstrahlen beschienen, unter hohen, schattigen Bäumen stand; ihr reizendes Gesicht war über einen Strauß Glockenblumen geneigt, den sie in den kleinen weißen Händen hielt. Melanie meinte, nie etwas Schöneres, Unmutigeres gesehen zu haben. Wer konnte sie sein? Warum hielt Kurt sein entschieden bestes Produkt so geheim?

Als sie ihm den gewünschten Plan brachte, war er zu beschäftigt, als daß sie des Bildes erwähnen konnte, doch wie die zwei an dem Abend eine kurze Zeit allein waren, sagte Melanie ernst: „Kurt, wie ich heute morgen den Plan suchte, fand ich in dem Schubfach ein Bild, offenbar eine Zeichnung von Deiner Hand. Wen stellt es dar? Noch nie in meinem Leben habe ich ein so schönes Gesicht gesehen.“

Aufmerksam beobachtete sie ihren Vetter, und es entging ihr nicht, daß seine Züge sich leicht verfärbten.

„Das kann ich Dir nicht sagen,“ lautete seine Antwort, „ich sah das Bild auf meinen Reisen und fand es so entzückend, daß ich mich nicht enthalten konnte, es zu kopieren.“

„Das ist Dir herrlich gelungen,“ entgegnete Melanie.

Kurt wandte sich mit ein paar gleichgültigen Worten ab. Melanies Augen folgten ihm mit ernstem, traurigem Blick — was hatte ihn so verändert?

Ihr Verlobter begab sich in sein Arbeitszimmer, nahm das Bild aus dem Schubfach, wickelte es sorgfältig ein und verschloß es an einem sichern Ort. Am Abend aber zeigte er sich herzlicher gegen Melanie, gleichsam, als wolle er ein ihr unwillkürlich zugefügtes Unrecht wieder gut machen.

„Man hört ja Wunderdinge von einer jungen Dame, die seit kurzem in der Gesellschaft aufgetaucht ist,“ sagte Herbert von Kalborn eines Tages im Laufe des Gesprächs zur Gräfin von Roddeck.

„Wer ist sie?“ fragte diese.

„Gräfin Scherwitz stellt sie als ihre Adoptivtochter vor; wer sie eigentlich ist, weiß niemand. Uebermorgen, zum großen Subskriptionsball wird man sie wohl sehen.“

7.

Der Abend des Subskriptionsballes war da; in den glänzend erleuchteten Sälen wogte eine vornehme, elegant gekleidete Gesellschaft auf und nieder. „Der Gräfin Mündel“, wie Frau Scherwitz' Adoptivtochter genannt wurde, fand allgemeine Bewunderung.

„Eine so schöne junge Dame hat man lange nicht zu sehen bekommen,“ hieß es, „so jung, so schön, so frisch und dabei so anmutig und unschuldig!“

„Kurt,“ sprach sein Freund Herbert zu diesem, „Du mußt Dich der jungen Komtesse von Scherwitz vorstellen lassen; ich sage Dir, Du hast so etwas Schönes noch kaum gesehen; komm, laß uns in den Ballsaal gehen, ich glaube, sie tanzt soeben mit dem Hauptmann Wallbach.“

Kurt folgte seinem Freunde ohne besonderes Interesse, was war ihm an allen Schönheiten gelegen? Sie schritten durch mehrere Gesellschaftszimmer in den Saal. Am äußersten Ende desselben stand eine junge Dame in lebhafter Unterhaltung mit einem älteren Herrn, einem berühmten Maler, dessen Blicke voll Bewunderung auf der jungen Dame ruhten.

„Sieh, das ist sie,“ sagte Herbert, „wie gefällt sie Dir.“

Kurt erwiderte nichts, aber sein Antlitz ward leichenblau und seine dunklen Augen erweiterten sich. Das schöne Mädchen vor ihm war dasselbe, deren Bild ihn Tag und Nacht nicht wieder verließ, seit er ihr an jenem Maimorgen in den Bergsdorfer Wäldern begegnet war.

„Wie gefällt sie Dir?“ wiederholte Herbert lebhaft.

„Ich habe sie schon gesehen,“ versetzte Kurt in leisem, gezwungenem Tone, „ja, sie ist sehr schön.“

Herbert schaute seinen Freund verwundert an.

In demselben Augenblick sah Kurt, wie seine Mutter sich mit der Gräfin Scherwitz unterhielt, und eilends trat er hinzu, um sich dieser vorstellen zu lassen.

Und da geschah, wonach er sich so lange gesehnt hatte.

Während die Gräfin ein paar lebenswürdige Worte an ihn richtete, trat jener Maler mit seiner schönen Begleiterin heran, und die Gräfin stellte Kurt dieser vor.

Die Frage, ob sie ihn vergessen habe, war nicht nötig; eine tiefe, brennende Röte ergoß sich über ihr schönes Antlitz und verwirrt senkte sie die schönen Augen zu Boden. Die Gräfin wandte sich zu dem Maler, und die zwei waren sich allein überlassen.

„Ich bin noch ganz bestürzt,“ hub Kurt von Roddeck an, „so wenig ahnte ich, Sie wiederzusehen.“



„So haben Sie mich nicht vergessen?“ fragte die junge Dame, während es freudig in ihren schönen Augen aufleuchtete.

Ein ganzer Strom leidenschaftlicher Worte drängte sich auf Kurts Lippen, doch wagte er nicht, ihnen Ausdruck zu geben.

Endlich, nach minutenlangem Schweigen, versetzte er: „Wie wäre es überhaupt jemanden möglich, Sie zu vergessen, Fräulein. Sagen Sie, wie sehen die Bergsdorfer Wälder aus? Sind sie noch so schön wie damals?“

„Ich habe mich schwer von ihnen getrennt,“ entgegnete Martha, „ich wäre lieber noch dort, als hier in der Residenz.“

„Haben Sie sich in Bergsdorf nie einsam gefühlt?“ fragte Kurt, über ihre naive Einfachheit lächelnd.

„O nein,“ entgegnete sie lebhaft, „nie! Eher fühle ich mich hier bisweilen einsam. W... ist wie eine neue Welt für mich.“

Kurt von Roddeck war es auch wie eine neue Welt; er vergaß alles rings umher, außer daß er sie wiedergefunden hatte, daß er in ihr strahlendes Antlitz schaute, daß er ihrer süßen Stimme lauschte und ihr leichtes, abwechselndes Erröten beobachtete. Fast mechanisch bot er ihr den Arm, und alles andere vergessend, nur einander eingedenk, schritten sie durch die verschiedenen Zimmer.

Den nächsten Tanz hatte Martha einem jungen Offizier versprochen, aber sie dachte nicht eher daran, bis der Tanz zu Ende war, der vergessene Tänzer vor ihr stand und sie an ihr gebrochenes Wort erinnerte.

Als sie in ein kleines Boudoir traten, das so recht zu einem traulichen Zwiegespräch geschaffen schien, kam ihnen Melanie von Selten mit ihrer Tante entgegen.

Hätte Kurt einen Blick auf Melanies Antlitz geworfen, so wäre ihm nicht der Ausdruck höchster Ueberraschung entgangen, der aber in der nächsten Minute schon einem tiefen, fast verzweifelten Zuge wich.

Die Gräfin Roddeck machte nun die beiden jungen Damen miteinander bekannt.

„Das also war sein Geheimnis!“ dachte Melanie. „Wann und wo mochte er sie nur gesehen haben. Wie schön sie war!“

Und schmerzlich berührte es sie, als ihr Blick über die vollendet schöne, tadellose Gestalt glitt, aber ein viel tieferes Weh zuckte in ihrem Herzen auf, als sie den veränderten Ausdruck auf Kurts Zügen wahrnahm. So hatte er sie noch nie geliebt — und sie war doch seine Braut.

Da kam ein Herr, Komtesse Martha um den nächsten Tanz zu bitten, und Melanie blieb mit ihrem Verlobten allein. Da erst schien derselbe aus einem beängstigenden Traum zu erwachen. Seine Blicke folgten ihrer Gestalt, bis sie ihren Augen entschwunden war, dann wandte er sich mit einem Seufzer zu Melanie. Der kurze, schöne Traum war aus. Die kalte, grausame Wirklichkeit war vor ihm. Was niht es, daß er sie wiedergefunden hatte? Er gehörte einer anderen. Seine Braut stand vor ihm und blickte ihm mit ernstem, traurigem Ausdruck in die Augen.

„Nicht wahr, Kurt,“ sagte sie laut, „Du kanntest Fräulein Scherwitz schon? Du lerntest sie nicht erst heute kennen?“

Da fiel ihm ein, daß Melanie jenes Bild gesehen hatte, und verwirrt und verlegen entgegnete er: „Ein einziges Mal habe ich sie früher schon gesehen und zwar,“ setzte er in dem Gefühl, daß er seiner Braut irgend eine Erklärung schuldig sei, hinzu, „unter so eigentümlichen Umständen und in so schöner Umgebung, daß ich eine kleine Skizze entwarf. Du hast sie ja gesehen!“

„Ja,“ lautete deren Antwort, „das Bild ist ausgezeichnet, Du hast Dir ihre Züge wunderbar eingepägt, wenn Du sie nur einmal gesehen hättest.“

Sie konnte sich diese kleine Bosheit nicht versagen.

„Ein solches Gesicht läßt sich nicht so leicht vergessen,“ entgegnete er kalt; „komm, Melanie, laß uns diesen Walzer zusammen tanzen.“

Hierauf wurde zwischen dem Brautpaar kein Wort mehr über dieses Thema gewechselt.

8.

Kurt von Roddeck hatte den Mut, die Energie seiner Vorfahren geerbt. Er sagte sich, daß ihm durch seine Liebe eine Gefahr drohe, der er entfliehen müsse, und koste es ihn, was es wolle, er blieb seinem Entschlusse treu.

Jede Einladung zu Bällen, Gesellschaften und anderen Festlichkeiten, wo er gewärtig sein mußte, die Gräfin Scherwitz mit ihrem schönen Mündel zu treffen, schlug er aus.

So vergingen volle vier Wochen, ohne daß Kurt das schöne Antlitz, das er so innig liebte, wiedergesehen hätte.

Inzwischen ward die schöne, junge Erbin von einer großen Zahl Verehrer umgeben; aber all die Schmeicheleien und Südligungen hatten keinen Reiz für sie, mit Freunden hätte sie für ein einziges Wort von dem Grafen Roddeck darauf verzichtet.

Eines Tages fand ein großes Fest im Botanischen Garten statt. Melanie von Selten hatte den Wunsch geäußert, das Fest zu besuchen, und Kurt begleitete die beiden Damen hin.

Es war ein herrlicher Tag im Juli. Kein Wölkchen war am Himmel zu sehen, und die Luft war mild und balsamisch. Die Gärten waren köstlich hergerichtet, die Blumen waren im schönsten Flor, und die Rosenausstellung entlockte jedem Beschauer einen lauten Ausruf der Bewunderung.

Als Kurt mit seiner Braut und seiner Mutter einen schmalen schattigen Weg hinabging, stießen sie plötzlich auf die Gräfin Scherwitz in Begleitung ihres Mündels und mehrerer Herren. Man begrüßte sich, man plauderte, und bald sah sich Kurt — er wußte selbst kaum wie — an Marthas Seite; mit bangklopfendem Herzen richtete er ein paar kaum verständliche Worte an sie.

Der Weg war nur schmal, und bald bemerkte die Gräfin von Roddeck: „Wir können doch hier nicht stehen bleiben. Ich muß jetzt zu den Rosen gehen. Kurt, Du wolltest Dir doch die Geranien ansehen, die sind dort — vielleicht würde auch Fräulein Martha sie gern sehen.“

Kurt wandte sich mit Martha der bezeichneten Stelle zu, und bald sah er sich mit ihr allein, denn keiner der Gesellschaft war ihnen gefolgt.

„Die Ausstellung macht Ihnen gewiß viel Vergnügen,“ brach Kurt endlich das lästige werdende Schweigen.

Martha sah zu ihm auf, ihre Blicke begegneten sich und er bemerkte, daß ihre Augen feucht waren; es entging ihm auch nicht, daß ihr schönes Gesicht etwas von seiner Körperfrische verloren hatte und daß sie ernst und bekümmert ausah.

„Warum haben Sie uns nicht einmal besucht?“ fragte sie, als Antwort auf seinen stummen Blick, „Sie waren mir, als ich Sie neulich auf dem Balle wieder sah, wie ein alter Freund.“

„W... ist so ganz anders, als wie ich es gewöhnt war,“ fuhr Martha in schwermütigem Tone fort, als ihr Begleiter nichts erwiderte, „jeder spricht dasselbe, man hört nur Komplimente und Schmeicheleien. Nur selten scheint einer für den anderen wirklichen Interesse zu haben. Selbst Sie, Graf Roddeck, sind hier ein anderer,“ sprach sie mit mattem Lächeln weiter, „in Bergsdorf unterhielten Sie sich mit mir, hier aber haben Sie mich vergessen.“

Wie vergaß Martha den angsterfüllten Blick, mit dem er sich, als sie dies sagte, zu ihr herabbeugte.

„Um Gottes willen, Fräulein, still!“ hauchte er, „Sie martern mich mit Ihren Vorwürfen; ich will Ihnen sagen, warum ich Sie meide: weil mein Wort mich an Melanie von Selten bindet.“

Er sah, wie aus dem lieblichen Gesicht alle Farbe schwand, wie die weichenblauen Augen matt und trübe wurden, wie ihre süßen Lippen zitterten und dann seltsam still wurden. Er sah das alles und hätte gern sein Leben dafür hingegeben, wenn er nur ein einziges Wort hätte sagen dürfen; aber seine Ehre gebot ihm Schweigen.

„Martha,“ klang es leise von seinen Lippen, „später begreifen Sie es vielleicht, was es mich kostet, es Ihnen zu sagen. Bis ich Sie in Bergsdorf sah, habe ich nie viel an meine Zukunft und mein Los gedacht, und damals war schon alles abgemacht.“

Sie wollte ihm Glück wünschen, aber es kam kein Wort über ihre bebenden Lippen.

Inzwischen hatten sie die Geranien mit gleichgültigen Blicken betrachtet und sahen jetzt Gräfin Scherwitz mit Melanie auf sich zukommen. Dem scharfen Blick der letzteren entging nicht, daß das schöne junge Gesicht seltsam blaß war und ein tieftrauriger Ausdruck darauf lag.

Da fiel auch der Gräfin Auge auf ihr Kind, und erschrocken fragte sie: „Was ist Dir, Martha? Du siehst so krank aus?“

„Sie haben wahrscheinlich zu lange bei den Blumen verweilt, der starke Duft und die Hitze waren zu viel für sie,“ gab Melanie statt der Gefragten zur Antwort, die vergeblich nach Worten rang. Und Kurt warf seiner Braut einen dankbaren Blick zu.

(Fortsetzung folgt.)

## Was ein Traum?

Nach dem Englischen. Von Theod. Schmidt.

(Nachdruck verboten.)

Was ich Dir jetzt erzählen will, Leser, habe ich selbst einst erlebt, und die Erinnerung daran ist noch so lebhaft in mir, als wäre es gestern geschehen, und doch sind seit jener Nacht zwanzig Jahre darüber hingegangen. — Während dieser zwanzig Jahre habe ich nur einem einzigen Menschen die Geschichte erzählt. Ich muß gestehen: selbst jetzt vermag ich sie nur mit großer Ueberwindung zum besten zu geben!

Also! Es war gerade vor zwanzig Jahren, in den letzten Tagen der Vorkuhzeit. Trotz des scharfen Ostwinds war ich den ganzen Tag mit meiner Flinte in einer öden, kumpfigen Ebene im hohen Norden Englands unterwegs gewesen, ohne viel geschossen zu haben, und schließlich hatte ich noch dazu den rechten Weg verloren.

Eben fielen die ersten Flocken eines nahenden Schneesturmes



auf das kahle Haideland nieder, und der trübe Abend brach schnell herein. Ich beschattete meine Augen mit der Hand und schaute ängstlich ringsum. Nirgends war auch nur die kleinste Rauchwolke, ein Häuschen oder eine Stallung zu erblicken, die mir Hoffnung auf ein Obdach gegeben hätten. Ich hing meine Flinte wieder über die Schulter und schritt müde vorwärts, denn ich war seit einer Stunde nach Tagesanbruch auf den Füßen und hatte seit dem Frühstück nichts gegessen.

Inzwischen hub es heftiger zu schneien an, der Wind legte sich, und der Abend senkte sich herab. Meine Hoffnung, bald wieder auf den rechten Weg zu kommen, wurde schwächer und schwächer, und das Herz ward mir schwer, als ich daran dachte, wie meine junge Frau daheim schon am Fenster sitzen und sehnsüchtig nach mir aus-

schauen würde. Wir waren erst seit vier Monaten verheiratet, hatten den Herbst in den Hochlanden verbracht und wohnten jetzt in einem kleinen Dorfe, dicht am Rande der großen englischen Moorflächen. Wir hatten einander herzlich lieb und waren sehr glücklich. Als ich an jenem Morgen Abschied von ihr genommen, hatte sie mich gebeten, vor Einbrechen der Dunkelheit wieder daheim zu sein, und ich hatte es ihr versprochen. Was hätte ich darum gegeben, wenn ich mein Wort hätte halten können! Auch jetzt, so müde ich war, dachte ich, könnte ich noch vor Mitternacht wieder bei ihr sein, wenn ich irgendwo etwas zu Abend essen, eine Stunde ruhen und einen Führer finden könnte. —

Aber wo Schutz und einen Führer finden? Der Schnee ward immer dichter, und die Nacht immer dunkler. Von Zeit zu Zeit blieb ich stehen und rief, aber meine Rufe verhallten ungehört. Da überkam mich ein Gefühl des Unbehagens. Es kamen mir allerhand Erzählungen von Reisenden in den Sinn, die immer weiter

und weiter im dichten Schnee gegangen waren, bis sie vor Müdigkeit und Erschöpfung niedersanken und sich ins Jenseits hinüberträumten.

Ist es möglich, fragte ich mich, daß ich mich die ganze lange Nacht hindurch so aufrecht erhalten kann? Würde der Augenblick nicht kommen, wo meine Glieder ihren Dienst versagten und meine Kraft mich verlassen würde? Wo auch ich den Todeschlaf schlafen müßte! Den Todeschlaf! Mich schauderte. Wie bitter, gerade jetzt sterben sollen, wo das Leben so rosig vor mir lag! Wie bitter für meinen Liebling, dessen ganze liebende Seele . . . aber dieser Gedanke war nicht zu ertragen! Ihn zu bannen rief ich wieder . . . lauter und länger . . . und dann lauschte ich atemlos.

Würde mein Ruf beantwortet, oder war es nur Einbildung, daß ich aus der Ferne einen Schrei zu hören meinte?

Ich rief wieder, und wieder erscholl das Echo. Dann bemerkte ich plötzlich einen zitternden Lichtschein in der Finsternis, der mehrmals verschwand, aber offenbar näher kam und heller wurde.

Ich lief hastig auf das Licht zu und sah mich zu meiner großen Freude einem alten Mann mit einer Laterne gegenüber.

„Gott sei Dank!“ drang es mir unwillkürlich von den Lippen. Blinzeln und die Augenbrauen finster zusammenziehend hob er die Laterne in die Höhe und leuchtete mir ins Gesicht.

„Wofür?“ brummte er mürrisch.

„Nun . . . für Euch! Ich bekam bereits Furcht, daß ich hier im Schnee umkommen müßte.“

„Nun, es ist schon Mancher vor Euch hier umgekommen, und wenn es Gott gefällt, ein gleiches Los über Euch zu verhängen, so könnt Ihr es nicht ändern.“

„Und wenn es Gott gefällt, daß wir beide zusammen umkommen, Freund, so müssen wir uns fügen,“ erwiderte ich, aber ohne Euch

mag ich hier nicht zu Grunde gehen. Wie weit ist's noch bis Dvolding?

„Gute zwanzig\*) Meilen.“

„Und das nächste Dorf?“

„Das nächste Dorf ist Whke. Das liegt ungefähr zwölf Meilen weit nach der andern Seite.“

„Und wo wohnt Ihr?“

„Dort drüben,“ entgegnete er und bezeichnete die Richtung mit der Laterne.

„Ihr geht vermutlich jetzt nach Hause?“

„Kann wohl sein.“

„Dann gehe ich mit Euch.“

Der alte Mann schüttelte den Kopf und rieb sich nachdenklich mit dem Laternenhenkel die Nase. „Das nützt nichts,“ brummte er. Er läßt Euch doch nicht hinein . . . gewiß nicht.“

„Das werden wir sehen, versetzte ich rasch. Wer ist dieser Er?“

„Der Herr.“

„Wer ist denn der Herr?“

„Was kümmert das Euch? lautete die unhöfliche Antwort.“

„Gut! Gut! Führt mich nur den rechten Weg, und ich wette, daß Euer Herr mir für die Nacht Schutz und etwas zu essen geben wird.“

„Ihr müßt's versuchen!“ murmelte mein Führer, und noch immer kopfschüttelnd humpelte er voran durch den frischgefallenen Schnee.

Nach einer Weile tauchte ein großes steinernes Gebäude in der Dunkelheit vor uns auf, und ein Hund kam mit wütendem Gebell uns entgegen gesprungen.

„Ist dies das Haus?“ fragte ich.

„Ja,“ entgegnete mein Führer. Still, Beh!“

Und nach dem Schlüssel suchend griff er in die Tasche.

Ich hielt mich dicht hinter ihm, um ja die Gelegenheit, mit eintreten zu können, nicht zu versäumen. Bei dem schwachen Lichtschein, den die Laterne um sich verbreitete, sah ich, daß die Thür gleich einem Gefängnisthor mit eisernen Nägeln beschlagen war.

Im nächsten Augenblick hatte er den Schlüssel im Schloß gedreht, und ich trat hinter ihm ins Haus.

\*) Englische Meilen.



Prinz-Regent Luitpold von Bayern. (Mit Text.)





Tillys Reiter in Rothenburg a. d. Tauber. (Mit Text.)



Neugierig schaute ich mich in demselben um. Ich befand mich in einer großen, mit Querbalken versehenen Stütze, die offenbar zu verschiedenen Zwecken diente. Der eine Teil war gleich einer Scheune bis zum Dache mit Korn angefüllt, der andere lag voll Mehlsäcke, Ackergerät und allerhand Gerümpel, während an den Sparren über unseren Köpfen lange Reihen Schinken, Speckseiten, Zwiebeln und allerhand getrocknete Kräuter hingen. In der Mitte der Halle stand ein großer Gegenstand, der in ein großes, schwarzbraunes Tuch gehüllt war und halbwegs bis zu den Sparren oben reichte.

Als ich das Tuch an der einen Ecke ein wenig in die Höhe hob, sah ich zu meiner Ueberraschung ein Teleskop von sehr beträchtlicher Größe, das auf einem durch vier kleine Räder beweglichen Gestell stand. Das Rohr war aus bemaltem Holz, mit metallenen Ringen versehen, und der Spiegel maß, so weit ich seine Größe bei der schwachen Beleuchtung schätzen konnte, wenigstens fünfzehn Zoll im Durchschnitt. — Während ich das Instrument noch genauer betrachtete und mich fragte, ob es nicht vielleicht das Werk eines Laien sei, erklang eine schrille Glocke.

„Das gilt Euch, sagte mein Führer mit boshaftem Grinsen. Dort ist sein Zimmer.“

Bei diesen Worten wies er auf eine niedrige schwarze Thür am andern Ende der Halle. Ich schritt auf dieselbe zu, klopfte ziemlich laut an, und trat ohne auf eine weitere Aufforderung zu warten, ein.

Ein großer, weißhaariger alter Mann stand von einem Tische, der mit Büchern und Papieren bedeckt war, auf, und trat mir mit strenger Miene entgegen.

„Wer seid Ihr?“ fragte er. „Wie kommt Ihr hierher? Was wollt Ihr?“

„James Murray, Jurist . . . zu Fuß über das Moorland . . . essen, trinken und schlafen.“

Seine buschigen Brauen zogen sich finster zusammen. „Mein Haus ist kein Gasthaus,“ versetzte er stolz. „Jakob, wie konntest Du diesen Fremden herein lassen?“

„Ich ließ ihn nicht herein,“ brummte der alte Mann. „Er folgte mir über das Moor und drängte sich mit ins Haus.“

„Mit welchem Recht thatet Ihr das?“ wandte Jener sich darauf zu mir.

„Mit demselben Recht,“ entgegnete ich, „mit dem ich mich an Euer Boot geklammert hätte, wenn ich dem Ertrinken nahe gewesen wäre . . . mit dem Recht der Selbsterhaltung.“

„Selbsterhaltung?“

„Der Schnee liegt schon mehrere Fuß hoch,“ antwortete ich kurz, und bis Tagesanbruch wird er hoch genug sein, um meine Leiche zu decken.“ Er trat an das Fenster, schob eine schwere, schwarze Gardine zurück und sah hinaus.

„Es ist wahr,“ sagte er. „Wenn Ihr wollt, mögt Ihr bis morgen hier bleiben. Jakob, bringe das Abendessen.“

Darauf forderte er mich mit einer Bewegung auf, Platz zu nehmen. Er setzte sich wieder und vertiefte sich in die Studien, bei welchen ich ihn gestört hatte.

Ich stellte meine Flinte in eine Ecke, zog einen Stuhl an das Kamin heran, und betrachtete mit Muße den Raum, in dem ich mich befand. Obwohl dieses Zimmer kleiner war als die Halle, so besaß es doch vielerlei, was meine Neugier rege machte. Der Fußboden war kahl und ohne Teppich; die weißgetünchten Wände waren teils mit wunderlichen Figuren bemalt, teils mit Regalen voll physikalischer Instrumente bedeckt, die mir größtenteils unbekannt waren. Auf der einen Seite neben dem Kamin standen auf einem Bücherbrett große Folianten, auf der andern eine kleine Orgel, phantastisch mit bemalten Schnitzereien verziert, welche Heilige und Teufel darstellten.

Durch die halboffene Thür eines Schrankes sah ich eine Reihe geologischer Proben, chirurgischer Instrumente, Schmelztiegel und Flaschen und Krüge voll Chemikalien, während auf dem Kaminsims neben mir unter einer Anzahl kleiner Gegenstände ein Modell des Sonnensystems, eine kleine galvanische Batterie und ein Mikroskop standen. Auf jedem Stuhle lag etwas, in jeder Ecke war ein Stoß Bücher aufgehäuft. Ja, sogar auf dem Fußboden lagen Papiere, Landkarten, Modelle und Entwürfe aller Art herum.

Verwundert schaute ich umher, und mit immer größerem Staunen blieb mein Auge auf jedem neuen Gegenstande haften. Ein so wunderliches Zimmer hatte ich in meinem ganzen Leben noch nicht gesehen, doch schien es noch sonderbarer, ein solches Zimmer in einem so einsam gelegenen Hause inmitten dieser wüsten, öden Moorflächen zu finden!

Wieder und wieder blickte ich von meinem Wirt nach seiner Umgebung, und von seiner Umgebung wieder zurück zu meinem Wirt, und fragte mich, wer und was er sein könnte? Er hatte einen seltsam schönen Kopf, doch mehr den Kopf eines Dichters als eines Philosophen.

Breit an den Schläfen, mit etwas vorstehender Stirn und einer dichten Fülle langen weißen Haares hatte der Kopf eher etwas

Ideales, eher das Charakteristische eines Ludwig van Beethoven. Um den Mund lagen dieselben tiefen Linien, und die Stirn trug dieselben ernsten Falten.

Während ich noch der Betrachtung dieses Kopfes nachhing, that sich die Thür auf und Jakob brachte das Abendessen.

Da schloß sein Herr das Buch, stand auf und lud mich mit mehr Höflichkeit, als er bisher gezeigt hatte, ein, an dem Mahle teilzunehmen. Schinken, Eier, gutes Schwarzbrot und eine Flasche vortrefflicher Sherry wurden vor mich hingestellt.

„Ich kann Euch nur eine sehr einfache Kost bieten, sagte mein Wirt, doch hoffe ich, daß Euer Appetit den Mangel unserer Vorratskammer deckt.“

Ich war bereits über die Speisen hergefallen und versicherte jetzt mit dem Enthusiasmus eines verhungerten Jägers, daß ich nie in meinem Leben etwas so Köstliches gegessen hatte. Er verneigte sich steif und setzte sich zu seinem Abendessen nieder, das aus einem Krug Milch und einer Schüssel Mehlsuppe bestand. Wir aßen schweigend, und als wir fertig waren, räumte Jakob sofort ab. Ich zog meinen Stuhl wieder zum Kamin hin. Mein Wirt that zu meiner Ueberraschung ein Gleiches und wandte sich dann plötzlich zu mir.

„Ich habe seit dreiundzwanzig Jahren in strengster Zurückgezogenheit hier gelebt,“ sprach er. „Während dieser Zeit habe ich keine zwanzig fremde Gesichter gesehen und keine einzige Zeitung gelesen. Seit mehr denn vier Jahren seid Ihr der erste Fremde, der über meine Schwelle tritt. Wollt Ihr mir den Gefallen thun und mich mit einigen Worten über die Außenwelt belehren, von der ich seit so langer Zeit geschieden bin?“

„Bitte, fragt mich,“ antwortete ich. „Von Herzen gern stehe ich Euch zu Diensten.“

Zustimmend neigte er den Kopf, beugte sich ein wenig nach vorn, stemmte den Ellbogen auf die Kniee, ließ das Kinn in die Hände sinken, und starrte einen Augenblick in das Feuer. Darauf begann er mich zu fragen. — Seine Fragen bezogen sich hauptsächlich auf wissenschaftliche Forschungen, deren letzte Fortschritte ihm gänzlich unbekannt waren. Da ich selbst kein Philosoph, war ich froh, als mein Wirt zu fragen aufhörte und anfing, mir seine eigenen Ansichten über das soeben Besprochene klar zu machen.

Er sprach und ich hörte ihm staunend zu. Er sprach, bis er — glaube ich — ganz an meine Anwesenheit vergaß. Nie, weder vorher noch nachher, habe ich etwas Ähnliches gehört. Mit allen Systemen der Philosophie bekannt, gab er seinen Gedanken in einem ununterbrochenen Strome Ausdruck. In derselben nachdenklichen Stellung verharrend, die Augen fest auf das Feuer gerichtet, wanderte er gleich einem begeisterten Träumer von einem Gegenstand zum andern, von einer Reflektion zur andern. Von seinen Lippen kam alles so leicht und harmonisch wie die Sequenzen in der Musik. Er sprach von der Seele und deren Sehnen; von dem Geist und seiner Kraft; von Sehergabe und Prophezeiung; von jenen Erscheinungen, die unter den Namen von Geistern, Gespenstern und übernatürlichen Erscheinungen zu jeder Zeit von den Skeptikern geleugnet und von den Gläubigen bewiesen worden sind.

„Die Welt,“ sagte er, „denkt mit jeder Stunde skeptischer über alles, was über ihren eigenen, engen Gesichtskreis hinausgeht, und unsere gelehrten Männer nähren diesen verderblichen Gang. Alles was sich nicht beweisen läßt, verdammen sie als Fabel. Alles was sich im Laboratorium oder im Secierzimmer nicht auf die Probe stellen läßt, erklären sie für falsch. Sie haben wohl gegen keinen Aberglauben so lang und hartnäckig angekämpft wie gegen den Glauben an Erscheinungen. Und doch hat sich wohl kein anderer Aberglaube so lang und so fest in den Köpfen der Menschen erhalten wie gerade dieser. Wer ihm anhängt, verwirft alle Beweisführungen durch Gründe und Ursachen als wertlos und unzulässig. Die Aussagen maßgebender Zeugen — auch wenn sie vor einem Gerichtshof entscheidend sind — gelten für nichts. Wer überlegt, bevor er spricht, wird als Narr verurteilt; wer glaubt, ist ein Träumer oder Thor.“

Er sprach voll Bitterkeit, und als er die letzten Worte gesagt hatte, verharrete er einige Minuten in Schweigen. Dann hob er den Kopf und setzte mit ganz veränderter Stimme hinzu: „Ich überlegte, prüfte, glaubte, und scheute mich nicht, der Welt meine Ueberzeugungen darzulegen. Auch ich wurde als Geistesseher verurteilt, wurde von meinen Zeitgenossen verlacht und vom Felde der Wissenschaft vertrieben, auf dem ich während der besten Jahre meines Lebens voll Ehren gearbeitet hatte. Das geschah vor dreiundzwanzig Jahren. Seitdem habe ich gelebt wie Ihr mich jetzt seht, und die Welt hat mich vergessen, wie ich sie vergessen habe. Da wißt Ihr meine Geschichte.“

„Es ist eine sehr traurige Geschichte,“ murmelte ich, kaum wissend, was ich antworten sollte.

„Jedenfalls eine sehr alltägliche,“ erwiderte er. „Ich habe nur für die Wahrheit gelitten, wie schon mancher bessere und klügere Mann vor mir.“

(Schluß folgt.)



## Sein Kollege.

Episode von Carl Cassau. (Nachdruck verboten.)

Auf den neuen Boulevards in Paris ging es zu wie auf einem Jahrmart; besonders jetzt, wo der Herbst frühzeitige Dunkelheit zum Abendgruß sandte, verdoppelten die Marktschreier ihre krampfhafteste Tätigkeit, noch ein möglichst gutes Geschäft zu erzielen.

Durch dieses Gewirre und den Trubel des Volksgedränges ging langsam und wohlbehäbig ein Mann, dem man sogleich ansah, daß etwas dahinter steckte. Jetzt wandte der Fremde seine Schritte dem Café chantant Claude Raveaux zu, an dessen Eingangstür Vorträge des Künstlerpaares, Monsieur Brunelles und Mademoiselle l'Amie durch große Plakate angekündigt waren. Der Fremde setzte sich behaglich an ein Marmortischchen und bestellte sich Kaffee, den der Kellner sofort brachte.

Der Gast prüfte nun durch das Gehör das Piano, dessen Klänge ihn sehr angenehm zu berühren schienen, denn er nickte und sagte für sich: „Sehr angenehmer, sympathischer Ton!“

Nun musterte er den Spieler: es war ein junger, blasser, interessanter Mann, der die Klaviatur in einer Weise behandelte, welche dem Zuhörer ein leises „Sehr gut“ entlockte. Die Weisen waren aus dem Troubadour, und das Publikum, welches aus Studenten, Bürgern, Kaufleuten und dergleichen bestand, sang stellenweise laut mit.

Der Gast lächelte. Aber, was war das? Schwankte der Pianist nicht hin und her? War er betrunken? Doch nein, eben trat Mademoiselle l'Amie, ein hübsches, etwas blaßes Mädchen auf die Bühne und sang meisterhaft eins seiner hübschen Lieder.

Der Fremde horchte, er kannte diese Melodie nicht. Sie war frappant und schmeichelnd. Wer hatte dieses Lied komponiert?

Aber schon folgte das zweite Lied, wobei der Pianist alle seine Klünste sprangen ließ und sich straff und elastisch aufrichtete.

Der Fremde horchte andachtsvoll, denn aus diesen elegischen Klängen tönte ihm ein tiefes Weh entgegen.

Stürmische Bravos folgten, und als Mademoiselle dann mit einem Teller sammeln ging, fielen ganze und halbe Francs reichlich darauf nieder.

Der begeisterte Gast ließ ein Zehnfrankstück auf den Teller gleiten, blickte das hübsche Kind scharf an und sagte: „Wer hat diese Lieder komponiert?“

Sie trat einen Schritt zurück und entgegnete: „Monsieur Sektors Brunelles!“ Es klang stolz, siegesbewußt.

„Wer ist das?“

„Der Pianist dort.“

„Dann ist er ein Künstler von Gottes Gnaden! Doch — mein Gott — was ist denn das? Schwankt Monsieur Sektors nicht?“

Das Fräulein sprang mit einem Schrei zu ihm hin und umschloß ihn, den Sinkenden, dem ein Blutstrom aus dem Munde quoll.

Der Fremde sprang ebenfalls auf und fragte laut: „Wer weiß wo Dr. Carmoing wohnt und bringt ihn hierher?“

Ein Student rief: „Ich, mein Herr!“

„Gut,“ lautete die Antwort; „Monsieur l'Hôte,“ fuhr der Fremde fort, „haben Sie ein Zimmer für den Kranken?“

„Hierneben, Monsieur!“

Ein Wink des Herrn und Monsieur Claude Raveaux faßte den Künstler selbst mit an, den der Fremde so auf das Sofa des nächsten Zimmers brachte, während Mademoiselle l'Amie mit blutbeflecktem Kleide weinend da stand.

„In welchem Verhältnisse stehen Sie zu einander?“ fragte der Fremde. „Ist er Ihr Bruder?“

„Nein, mein Verlobter!“ entgegnete sie angstvoll. „Die Entbehrungen eines Jahres haben ihn geschwächt, und gerade jetzt, wo unsere Konzerte tonangebend werden, bricht er zusammen!“

„Sie Vermste!“

Hier stürzte Dr. Carmoing herein. Der Fremde machte ihm ein Zeichen und flüsterte mit ihm, worauf der Dr. sagte: „Er ist transportabel! Wohin? Der Wagen wartet!“

„Rue de Fronsac, 117,4!“ sagte Mademoiselle tonlos.

Bald darauf rollte der Wagen mit dem Kranken, dem Doktor und der Sängerin davon, der Fremde aber kehrte ins Café zurück und sagte: „Messieurs, ich spiele für Monsieur Brunelles, denn ich bin — sein Kollege!“

Bravorufe folgten, dann aber setzte sich der Fremde ans Piano und spielte Phantasien aus Nebukadnezar, Troubadour, Aïde und Othello.

Stürmischer Jubel folgte, und als der Künstler mit dem Teller sammelte und sagte: „Für den erkrankten Brunelles“, da regnete es Frankstücke in Masse.

Dann verschwand der Fremde. Er fuhr nach der Straße Fronsac und fand den Kranken entschlummert. Mademoiselle saß weinend am Bette.

„Was sagt Dr. Carmoing?“ forschte er.

„Er giebt Hoffnung!“

„Dann erzählen Sie mir alles!“

Sie nickte. Es war eine lange Geschichte von Entbehrungen, die er, ein Schüler der Pariser Musikschule, sich auferlegt, ohne die gewünschte Kapellmeisterstelle zu erlangen. — Sie war eines armen, verstorbenen Schauspielers Kind, Amie Lescheur. Sie liebten sich und wollten sich heiraten.

„So pflegen Sie ihn!“ sagte der Fremde, „kann ich hier schreiben?“

„Dort!“

Er setzte sich an den Tisch, stand dann auf und sagte: „Tragen Sie das an seine Adresse. Adieu und gute Besserung!“

Merkwürdig, welche Gewalt dieser Mann in seinen Augen hatte. Man mußte ihm vertrauen und ihn lieb haben.

Sein Schritt verhaltete auf der Treppe, da trat sie an den Tisch, wo sie beim Scheine der Paraffinkerze las: „Zahlen Sie Herrn Sektors Brunelles die Summe von — zweitausend Francs. — Guiseppe Verdi. An das Bankhaus Rothschild, Paris.“

Sie stieß einen leisen Schrei aus, dann sank sie weinend nieder.

Und Guiseppe Verdi sorgte für seinen Schützling. Er erhielt eine Stellung in New-York und hat seine Amie, nachdem er gefunden, geheiratet.

## Hängt Nistkästen auf!

Die Vögel sind unsere treuesten Bundesgenossen im Kampfe gegen die Insektenwelt, ihr Nutzen auf diesem Gebiet ist unberechenbar. Ein Staarenpaar mit den Jungen besorgt in einem Jahr das Wegfangen von mindestens 100,000 Stück fetter Schnecken, resp. Raupen oder anderen Ungeziefer. Um so bedauerlicher ist es, daß die Zahl der gefiederten Sänger stetig ab- und infolge dessen die des Ungeziefers zunimmt. Der Ursachen für die Verminderung der Vögel giebt es verschiedene. Im Süden Europas gelten unsere lieben Freunde für einen hervorragenden Leckerbissen, massenhaft werden sie daselbst eingefangen, um hingemordet zu werden. Sodann fällt der leidigen Mode, Völge und Flügel zum Aufputz der Damenhüte zu verwenden, eine große Anzahl Vögel zum Opfer. Drittens ist es der Kagenunfug, welcher sie dezimiert. Die Kage geht dann am meisten auf Raub aus, wenn ihr Raubzug die meiste Ausbeute verspricht, das heißt, wenn unsere Sänger Junge haben. Sie mordet niemals aus Not, nein, nur aus Lust, sie ist und bleibt ein Raubtier. Viertens ist die fortschreitende Entwaldung und rationelle Wald-, Obst- und Gartenkultur ein Moment, welches die Verminderung der Höhlenbrüter mit verschuldet. Die baumlosen Flächen nehmen ihnen die Gelegenheit, ihre Nester zu bauen, sich gegen Räuber und unwirische Witterung zu schützen. Die keinen hohlen Baum, sei es Obst- oder Waldbaum, duldende moderne, wohl gerechtfertigte Kultur, läßt es unseren Sängern an jeder Gelegenheit, ihre Brut unterzubringen, fehlen. Was können wir nun zur Erhaltung eines guten Singvögelstandes thun? Gegen die beiden zuerst gerügten Mißstände können wir schwer mit Erfolg ankämpfen; wohl aber können wir dem Kagenunfug steuern: Ist auch ihr Nutzen im Hause durch Wegfangen und Vertreiben der Mäuse nicht zu unterschätzen, so ist doch der Schaden einer feldernenden Kage in gleicher Weise zu veranschlagen; dazu kommt, daß eine Kage, die sich im Felde herumtreibt, im Hause den Mäusefang nur lässig betreibt. Hauptächlich ist es unsere Pflicht, den Vögeln die mangelnde Gelegenheit zum Brüten zu geben durch Aufhängen von Nistkästen. Gut für die einzelnen Gattungen gebaute Nistkästen, an den richtigen Plätzen aufgestellt, werden gern von den Vögeln angenommen. Es ist Sache der Vereine, sich mit Ernst an die Arbeit zu begeben, Nistkästen aufzuhängen. Will jemand kein Geld für Ankauf von Kästen ausgeben, so kann er zur Not sich dieselben eigenhändig zimmern, doch liegt immer die Gefahr nahe, daß er die Arbeit unrichtig ausführt, seine Arbeit vergeblich ist, weil die Kästen nicht von den Vögeln angenommen werden. Hier können aber gerade die Vereine helfend eintreten, indem sie gemeinsam billige und gute Kästen beziehen.



Schloß Rottenstein. „Meran ist das Paradies von Tirol,“ und wahrhaftig, hier hat die Natur verschwenderisch mit ihren Reizen gewirtschaftet. In der nächsten Nähe von Meran befindet sich das herrliche Schloß Rottenstein, in welches Gut gegenwärtig auch Rosenstein mit einbezogen ist. Ursprünglich war es Eigentum der Herren von Rottenstein und heute gehört der Anstalt dem Erzherzog Karl Ludwig — ein Bruder des Kaisers von Oesterreich — der mit seiner Familie jedes Jahr längeren Aufenthalt dort nimmt. Die Garten- und Parkanlagen des Schlosses sind wunderbar. Sehr seltene Pflanzen, reizend angelegte Gruppen entzücken das Auge und wechseln ab mit schönen, schattigen Lauben von Weinreben mit den süßesten Trauben überspannt. Am Schlosse



Mottenstein vorbei fährt der Schennaer Weg, welchen verfolgend man die Sta-  
meherbrücke erreicht.

**Prinz-Regent Luitpold von Bayern.** Der Herrscher des nächst Preußen  
wichtigsten deutschen Staates, Prinz Luitpold von Bayern, feierte am 12. März  
d. J. seinen fünfundsiebzigsten Geburtstag. Prinz Luitpold ist der dritte Sohn  
des Königs Ludwig I.; er widmete sich frühzeitig der militärischen Ausbildung  
und bekleidete die Stelle eines Generalfeldzeugmeisters und Generalinspektors  
der Armee. Als Vorsitzender des Staatsrats und zeitweiliger Vertreter König  
Ludwig's II. gewann er umfassenden Einblick in die Staatsangelegenheiten, welche  
später seine ganze Kraft in Anspruch nahmen. Denn als der älteste Agnat des  
Königlichen Hauses übernahm er am 14. Juli 1886 an des unheilbar kranken  
Königs Ottos Stelle die Regentschaft und hat sie zum Segen des engeren Vater-  
landes und in echt deutschem Sinn fast zehn  
Jahre lang geführt. Während des deutsch-  
französischen Krieges befand sich Prinz Luit-  
pold im Hauptquartier des Königs Wilhelm,  
später übernahm er die erste Vermittlung  
zum Zweck einer Annäherung Preußens und  
Deutschlands an Oesterreich-Ungarn. Ver-  
mählt ist Prinz Luitpold mit der Erzherzogin  
Auguste von Oesterreich-Toscana. Von  
seinen vier Kindern steht der älteste Sohn,  
der Thronfolger Prinz Ludwig, bereits im  
zweiundfünfzigsten Lebensjahre, sein zweiter  
Sohn, Prinz Leopold, ist ein Schwiegersohn  
des Kaisers von Oesterreich; Prinzessin The-  
rese ist unvermählt geblieben, und Prinz Ar-  
nulphe hat eine Prinzessin von Liechtenstein  
zur Gemahlin. — Möge dem edlen Fürsten  
ein froher Lebensabend bescheert sein!

**Tillys Reiter in Rothenburg v. d. Tauber.** „Rothenburg ist eine gar lustig  
und hübsche Stadt, liegt hoch, hat auf einer  
Seiten ein tief Thal, darin das Wasser Tau-  
ber genannt, herabfließt — Umb sie ist ein  
fruchtbarer Boden, der Wein und Korn ge-  
nug trägt und das gut“. So berichtet Se-  
bastian Münster in seiner Kosmographie  
vom Jahre 1544. So gar lustig und fried-  
lich ist es nun auch zu Zeiten Sebastian  
Münsters nicht immer in Rothenburg her-  
gegangen. Rothenburg war von jeher eine  
sehr streitbare Stadt, verging doch zum Bei-  
spiel in dem Zeitraum von 1400 bis 1450  
kein einziges Jahr ohne Abfagebrief, Fehde  
und Ueberfall. Oft sind die Rothenburger  
aus diesen Fehden als glänzende Sieger her-  
vorgegangen, besonders unter ihrem Bür-  
germeister Heinrich Toppler. Aber es ist der  
alten Reichsstadt auch recht schlimm ergan-  
gen und am schlimmsten im dreißigjährigen  
Kriege, dessen erste Scenen sich teilweise in  
den Mauern Rothenburgs abspielten. Gu-  
stav Adolph selbst lagerte zweimal mit seinem Heere in Rothenburg, das mit  
auf sein Vordringen bei der evangelischen Sache ausharrte und 1631 dem Leip-  
ziger Bunde beitrug. Im September 1631 wurde die Stadt dann von den  
Kaiserlichen belagert, leistete aber tapferen Widerstand, bis Tilly, von der  
Schlacht bei Leipzig zurückkehrend, den Belagerern zu Hilfe kam. Und auch  
da noch wollten die tapferen Bürger von Ergebung nichts wissen. Dreißig  
Stunden wurde ohne Unterbrechung an den Mauern gekämpft, und erst als  
durch einen unglücklichen Zufall der Pulverturm in die Luft flog und dadurch  
eine Breche gelegt wurde, die nicht mehr zu halten war, erfolgte die Ueber-  
gabe der Stadt, von der ein altes Volkslied berichtet:

Es zogen herein fünftausend Mann zu Roß und Fuß,  
Es war der Stadt eine schwere Buß.  
Morgens zwei Stund' vor Tag,  
Da ging das Plündern an mit Wacht.  
Das war ein Gepöck und Geschrei,  
Als ob das Volk unsinnig sei.  
Es war erlaubt auf vier Stund'  
Zu plündern, was jeder kann! — u. s. w.

Unsere Illustration zeigt das Eindringen der Tilly'schen Reiter in die  
Stadt und die letzte verzweifelte Gegenwehr der tapferen Rothenburger. W.



**Feinjüngerer Spitzbube.** Richter: „Sie geben also zu, in der Küche dieser  
Dame einen Braten gestohlen zu haben?“ — Angeklagter: „Zawohl, aber  
ich habe der jungen Frau nur eine Blamage bei ihrem Manne ersparen wollen!“  
**Gut umschrieben.** Neuankömmling (im Gebirgshotel, zu einem der  
älteren Gäste): „Keine Aussicht — wirklich großartig! Apropos, wie sind denn  
hier im Hotel die Betten?“ — Alter Gast: „Wie man's nimmt! Der Wirt  
scheint jedenfalls zu glauben, daß alle seine Gäste ein gutes Gewissen haben.“  
**Die lebende Bibliothek.** Den in seinem siebzigsten Lebensjahre verstor-  
benen belgischen Baron Beyts pflegte Buonaparte „die lebendige Bibliothek“  
zu nennen. Baron Beyts hatte Deutschland und Italien nach allen Richtungen  
durchreist und verdiente sich seinen Beinamen aus Buonapartes Munde durch  
seine umfassende Gelehrsamkeit. Sein Lieblingsstudium war Mathematik und  
alte Sprachen; er hatte ein so treffliches Gedächtnis, daß er noch in seinen  
letzten Jahren ganze Tragödien des Sophokles und Euripides Wort für Wort

auswendig hersagen konnte; so konnte er auch Tag und Ort eines jeden Frie-  
densvertrages von 1550 bis auf seine Zeit mit untrüglicher Genauigkeit an-  
geben und war vier alter und sechs moderner Sprachen mächtig. Bei allem  
dem war er wegen seiner Bescheidenheit allgemein geachtet und wurde als groß-  
mütiger Unterstützer hoffnungsvoller Talente betrauert.

**Nur sechzig Prozent.** Als der berühmte Jffland noch Regisseur des Mann-  
heimer Hoftheaters war, ersuchte ihn ein junger Schauspieler derselben Bühne  
um einen Vorschuß von fünfzig Gulden. „Bedauere, Ihnen nicht dienen zu  
können;“ entgegnete Jffland; „ich bin selbst völlig abgebrannt. Indes muß  
Ihnen geholfen werden. Gehen Sie zu Marcus Leibt, der mir schon oft Dar-  
lehen gemacht. Grüßen Sie ihn von mir, und bitten Sie ihn, Ihnen gegen  
das schriftliche Anerbieten, ihm monatlich zehn Gulden von ihrer Gage abzu-

lassen, um den Betrag!“ — Der Schau-  
spieler besorgte den Rat, kam aber bald  
ganz erregt zu Jffland zurück und rief ihm  
entgegen: „Stellen Sie sich vor, auf Ihre  
Empfehlung hat mir Marcus Leibt aller-  
dings geholfen; aber denken Sie sich, ich  
muß dem niederträchtigen Wucherer sechzig  
Prozent verschreiben!“ — „Was?“ fragte  
Jffland mit komischer Entrüstung „nur sech-  
zig? Und mir nimmt der Schelm immer  
Hundert vom Hundert ab. Der kann lange  
passen, ehe ich ihn wieder anpumpfe!“ R.

**Frischbesteckte Erbsenbeete** werden  
von Sperlingen unberührt gelassen, wenn  
man die Saatreihen mit alter Gerberlohe  
überdeckt, welche dem Keimen der Erbsen  
nicht hinderlich ist, im Gegenteile den Bo-  
den locker, feucht und rein von Unkraut hält.

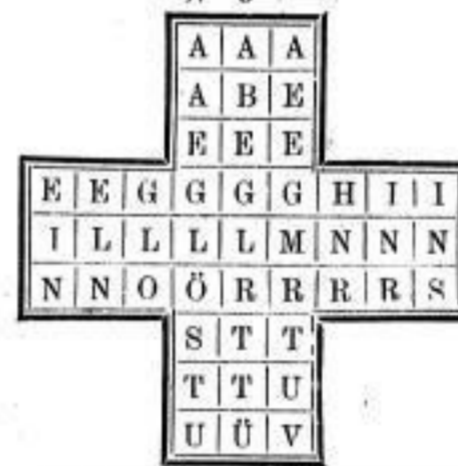
**Einteilung der Bienenstöcke.** Schon  
zeitig im Frühjahr achte man darauf,  
welche Stöcke man als Honigstöcke, resp. als  
Schwärmstöcke verwenden will. Schwärm-  
stöcken läßt man die Drohnenwaben und  
hält sie warm und auf einem kleinen Raum  
beschränkt. — Honigstöcken gebe man viel  
Raum und Sorge besonders für genügende  
Waben mit Arbeiterzellen. Im Brutneße  
lasse man ihnen wenig Drohnenzellen.

**Die Sonnenblume** giebt ein vorzüg-  
liches Speisefehl, verlangt aber, um sicher  
auszureifen, eine sehr warme Lage und  
einen heißen, trockenen Sommer, einen lo-  
ckeren, reich gedüngten, gut bearbeiteten,  
tiefergründigen Boden. Vor der Saat mar-  
kirt man Reihen auf 80 Centimeter Ent-  
fernung und steckt die Körner Ende April  
oder anfangs Mai auf 60 Centimeter Ent-  
fernung in den Reihen nicht zu tief in den  
Boden. Pro Hektar braucht man ca. 12 Kilo-  
gramm Samen. Im Sommer wird man das  
Feld zweimal hacken und die Pflanzen zu-  
leht anhäufeln. Die Seitentriebe bricht man weg bis auf 3—4 Samenköpfe.  
Die Bggel sind dem reisenden Samen sehr gefährlich. Vor Oktober werden  
dieselben kaum reifen, eventuell müssen die Köpfe noch nachgetrocknet werden  
und können dann durch Aneinanderreiben zweier Köpfe oder durch Dreschen ent-  
kört werden. Die Stengel geben ein gutes Brennmaterial.



Illustrationen zu deutschen Klassikern.  
Das ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären.  
(Schiller.)

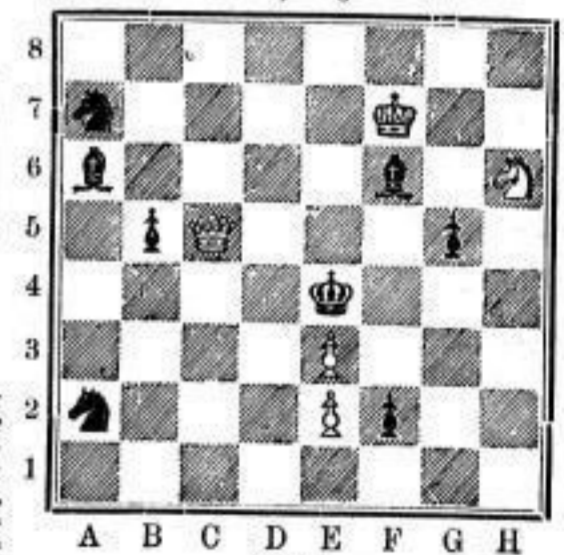
**Kryptogramm.**



Die Buchstaben in vorstehender Figur  
sind so zu ordnen, daß sechs sich kreuzende  
Wörter entstehen. Die Wörter in den verti-  
kalen Reihen bezeichnen: 1) Amerikanischer  
Bundesstaat. 2) Ausgezeichnete Astronom,  
Physiker und Techniker. 3) Württemberg-  
scher Staatsmann. Die Wörter in den hori-  
zontalen Reihen bezeichnen: 1) Stadt in  
Holland. 2) Herzogtum. 3) Stadt in Sach-  
sen mit Uhrenfabrikation. Paul Klein.

**Problem Nr. 129.**

Von D. W. Carl.  
Schwarz.



Weiß.  
Matt in 3 Zügen.

**Auflösungen aus voriger Nummer:**

des Anagramms: Rhone, Ohren; — des Homonymus: — das „d“; des Logog-  
raphs: Band, Hand, Land, Sand; — des Bilderrätsels: Geviß am besten be-  
fehlen wird der, der am besten gehorcht hat.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag von F. W. Raschke in Jschopau.

Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben  
von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.